

Joachim Knappe

Multimodalität aus rhetoriktheoretischer Sicht

Abstract

The lecture asks whether the framework of rhetoric theory offers a place for the category of multimodality. The answer is yes, if we consider the kind of rhetorical performances (acts), which succeed in integrating multimodal appeals to our senses and synesthetic experiences in our mental processing. However, it is important to remember that ›monomodal‹ communications, or at least a reduced use of communication tools, under certain circumstances may result in increased perceptual impact.

Der Vortrag stellt die Frage, ob es im Theoriegebäude der Rhetorik einen Ort für die Kategorie Multimodalität gibt. Die Antwort ist positiv, wenn man die rhetorische Performanz betrachtet, bei der multimodale Appelle an die Sinne und synästhetische Erlebnisse bei der mentalen Prozessierung zusammenkommen. Es gilt aber zu bedenken, dass ›monomodale‹ Kommunikationen oder zumindest ein reduzierter Einsatz von Kommunikationsinstrumenten unter bestimmten Bedingungen bessere Wahrnehmungseffekte haben können.

Meine Damen und Herren,
in meinem folgenden Beitrag zum Tübinger Multimodalitäts-Workshop geht es nicht um Philologie und die Lexikologenfrage, was man inzwischen alles mit dem Wort *Multimodalität* verbinden kann. Je nach Beobachterperspektive ließe sich da nämlich von Vielfalt oder Unübersichtlichkeit sprechen, vielleicht auch kritisch von einem weiteren Beweis des in den Geisteswissenschaften nicht selten anzutreffenden Begriffs-Chaos. Solch eine Betrachtungsweise liefe auf eine philologische Distributionsanalyse von Bedeutungsvarianten eines

Wortes hinaus, die nur für einen Wörterbucheintrag sinnvoll wäre. Mich interessiert vielmehr, ob die Rhetoriktheorie das Wort *Multimodalität* in irgendeiner sinnvollen Weise als Terminus technicus in ihren Zusammenhang integrieren kann oder ob es aus fachlicher Sicht einfach nur ein Wort unter vielen anderen bleiben sollte. *Modus* oder *Modalität* wären dann einfach nur irgendeine Art und Weise und *Multimodalität* wäre die Bezeichnung für viele Arten und Weisen von irgendetwas. Ob Multimodalität ein Terminus ist, der nichts Beliebiges, sondern etwas ganz Bestimmtes meint, legt der jeweilige Theorie-Frame fest, im vorliegenden Fall also die Rhetoriktheorie.

Womit haben wir es bei der Rhetorik zu tun? Hier nur einige wenige, aber notwendige Bemerkungen zum spezifisch disziplinären Fokus und damit zur eventuellen Verortung der Multimodalitätskategorie im Rhetorikzusammenhang. Als ein spezifischer Zweig der Kommunikationswissenschaft hat es die Rhetorikwissenschaft mit der Untersuchung aller Arten kommunikativer Erfolgsbedingungen beim Überzeugen in Interaktionszusammenhängen zu tun. Im Begriff *Persuasion* steckt die disziplinäre Kernfrage. Wir können diesen schon in der Antike ausgearbeiteten fachlichen Gegenstand mit Aristoteles auf den Begriff des Überzeugungshandelns mit all seinen praktischen Implikationen bringen. Rhetorik ist praktisch oder, wie es der römische Theoretiker Quintilian formuliert, Rhetorik ist Praxis. Es geht also um Interaktionszusammenhänge, in denen Akteure in gewissen Akteurskonstellationen und Settings interagieren und bei dem rhetorisch eingestellte Kommunikatoren andere zu beeinflussen suchen. Die Rhetorik, sagt Quintilian, ist eine »handelnde oder lenkende Kunst/*ars activa vel administrativa*« (Inst. Or. 2,18,5; zitiert nach KNAPE 2012: 121). Das Programm des Faches heißt also *Beeinflussung*. In diesem Sinn sagt auch Platon im 4. Jh. v. u. Z. im *Phaidros*, Rhetorik sei »Seelenlenkung/ Psychagogie«. Rhetoriker erforschen mithin Strukturen und Verfahren, die fürs *Überzeugen* tauglich sind, kurz: für die *Persuasion* (vgl. KNAPE 2003; DILLARD/MIRALDI 2008; DILLARD/SHEN 2013; O'KEEFE 2016). Die neuere amerikanische Forschung spricht auch vom »Zustimmung erzeugen/*compliance gaining*« (vgl. KELLERMANN/COLE 1994; SEITER/GRASS 2008). Dies ist der maßgebliche Fokus, um den sich alles dreht.

An der Erforschung dieser Fragestellung arbeiten auch viele andere Disziplinen auf je eigene Weise und erwirtschaften dabei zahlreiche Erkenntnisse, die das Fach Rhetorik dankbar annimmt. Müßig zu sagen, dass das wechselseitige Profitieren von den Ergebnissen anderer Forschungszweige heute zum modernen Wissenschaftsbetrieb dazu gehört. Insofern gibt es überall so etwas wie eine fundamentale Interdisziplinarität. Das gilt auch in Hinblick auf den Multimodalitätsansatz. Freilich, das sei ebenfalls deutlich gesagt, muss sich jedes Fach, also auch die Rhetorik, um die eigene Fachtheorie selbst kümmern. Dies ist der Hintergrund dafür, dass ich dankbar den aus der Psychologie kommenden *Multimodalitätsbegriff* aufgreifen und versuchen will, zu verdeutlichen, wie er sich in unseren Frame fügt.

Wenden wir uns vielleicht am Anfang jenem Restwissen über das Fach Rhetorik zu, das sich bei seinem Untergang im 18. Jahrhundert noch ins kulturelle Gedächtnis gerettet hat. Ich meine die rhetorischen Figuren von der Anapher bis zur Metapher, mit denen der Durchschnittsbürger oder auch der Durchschnittsphilologe, um einen benachbarten fachlichen Bereich zu nennen, die Rhetorik identifiziert. Tatsächlich handelt es sich bei den Figuren aber nur um eine kleine Teilkomponente der Theorie, die durch den textbezogenen Schulbetrieb historisch übertrieben aufgewertet wurde: Eine philologische Verkümmerng des Rhetorikkonzepts, eine extrem verkürzte oder »restringierte Rhetorik«, wie der französische Literaturtheoretiker Gérard Genette es schon 1970 genannt hat (GENETTE 1970).

Immerhin aber sind wir mit diesem populären Restwissen auf einer wichtigen Etage des rhetorischen Theoriegebäudes angekommen. Es geht um die rhetorische *Organonlehre*, also um die Theorie der rhetorischen Werkzeuge oder Instrumente, die die operierende Interaktionsinstanz, also der Orator als rhetorischer Kommunikator, einsetzen kann. Schon die Antike hat hierfür ein Ebenenmodell von Produktionsstadien entwickelt, das mit anderer Begrifflichkeit in der neueren Textlinguistik wieder aufgetaucht ist (Invention, Disposition, Elokution/Findung, Anordnung, Formulierung usw.).

Damit wird zugleich deutlich, dass die klassische Rhetorik immer einen produktionstheoretischen Ansatz hat. In seinem Buch über *Multimodality* würdigt ihn Gunther Kress ausdrücklich (vgl. KRESS 2010: 26f.). Es geht dabei um die Frage, wie ich meine Analysen auf Produktionsmaximen zurückrechnen kann und dann die kommunikativen Werkzeuge so produziere, dass sie fallbezogen, also Setting-gerecht sind. Die Rhetorik bezeichnet das mit dem Begriff *Aptum* (Angemessenheit), als dem obersten pragmatischen Produktionsregulativ.

In der Abteilung rhetorischer Werkzeugproduktion finden sich heute schon mindestens drei »Multis« zwischen all den vagierenden Multis unter dem Dach der *Multiliteracy* (vgl. COPE/KALANTZIS 2000; JEWITT 2014; COPE/KALANTZIS 2015). Diese drei Multis ordnen sich drei Arbeitsebenen zu, auf denen Produktionskalküle stattfinden, wie sie etwa Werbeagenturen anstellen:

1. Die Code-Ebene. Hier haben die Praktiker die Frage auszukalkulieren, welche Codes bei der Produktion von Texturen sinnvoll eingesetzt werden sollten (welche Sprachen, Schriften, Bilder, Geräusche usw.). Den heute üblichen Code-Mix rechnen Rhetoriker dann dem ersten Multi zu, der Multikodalität. Referenztheorie für diese analytische Ebene ist die lernpsychologische *Dual Coding Theory*, deren prominentester Vertreter der Amerikaner finnischen Ursprungs Allan Paivio ist.

2. Die Textebene. Die Kalküle der Texter, wie man sie etwas salopp in den entsprechenden Agenturabteilungen nennt, sind im Grunde die wichtigsten, weil wir uns beim Text auf der höchsten informationellen Angebotsebene an Adressaten befinden. Texte sind jene hochinformationellen Zeichenkomplexe, mit denen der Orator seine rhetorischen Botschaften anbieten kann. Hierauf bezieht sich die genannte klassische Produktionsstadien-theorie. Den hier zu

findenden zweiten Multi, also den der Multitextualität, nennt man oft auch Hyper- oder Supertextualität. Sie konstituiert im Sinne der modernen linguistischen Diskurstheorie die sozialen Diskurse. Ich verweise hier als Referenz nur auf Spitzmüllers und Warnkes *Diskurslinguistik: eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse* (SPITZMÜLLER/WARNKE 2011). Die prozessuale Betrachtungsweise rhetorischer Kampagnen fragt auf Textebene unter anderem, wie viele Texte und welcher Art für eine rhetorische Intervention angemessen sind, ohne zugleich einen multitextlichen Overkill zu erzeugen.

3. Die Medienebene als dritte Arbeitskalkülebene (vgl. KNAPE 2005; KNAPE 2013). Hier werden die Fragen des strategischen Einsatzes von Text-Tragflächen diskutiert. Terminologisch verwende ich hier, wie Sie merken, keinen diffusen, sondern einen gegenüber Code und Text diskreten Medienbegriff, der sich von McLuhans Medien-Plastikwort verabschiedet hat und der an den von manchen Medienwissenschaftlern verwendeten Begriff der ›Distributionsmedien‹ anschließt. Für den immer strategisch denkenden Rhetoriker ist die Medienebene eine sehr wichtige Kalkülebene, geht es dabei doch um die Frage, wie Texte mit welcher Reichweite medial verbreitet werden können und welche Kosten dabei entstehen. Bin ich auf die Server des Internets oder auf Papierblätter angewiesen, auf Bierdeckel, Plakatsäulen usw. oder kann ich mir auch die Medien Radio und Fernsehen für die Verbreitung meiner Texte leisten? Hier hat die Multimedialitätskategorie ihren Platz, d.h. wenn es um den Einsatz diverser Texttragflächen geht.

Etymologisch gesehen ist das lat. Ursprungswort *modus* (für Art und Weise) ein genauso schlechter Kandidat für eine Terminologisierung wie das lat. Wort *medium* (das ja höchst unspezifisch für irgend eine Mitte, etwas Mittleres bzw. Vermittelndes im allgemeinsten Sinn steht). Für die Terminologisierung solcher Allerweltswörter spielen aber Etymologien oder der alltägliche Sprachgebrauch letztlich keine Rolle, wie ich schon gesagt habe. Sie geben höchstens Verstehenshinweise. Ausgangspunkt für meine weiteren Überlegungen kann nur die Tatsache sein, dass viele Vertreter in diversen Fächern der *scientific community* meinen, so wie es einmal beim lat. *medium* war, die Wörter Modalität oder Multimodalität irgendwie gut gebrauchen zu können.

Wenn ich bei entsprechenden Überlegungen in Bezug auf die Rhetorik keine begriffliche Doppelbesetzung vornehmen will, was in der Praxis gerade der *Humanities* gern gemacht wird, aber in der Theoriebildung eigentlich vermieden werden sollte, muss ich mich aufs Neue im Theoriezusammenhang der Rhetorik umschaun. Die Multimodalitäts-Kategorie muss einen diskreten Mehrwert gegenüber den anderen drei schon genannten Multis auf der Organebene entfalten können. Dann wäre sie für mich sinnvoll.

Wenn wir im praktischen Kommunikationsgeschehen die produktions-theoretisch angefallenen Codeselektionen, Textselektionen und Medienselektionen

- in ihrer konkreten Verbindung und

- in ihrem Multi-Komplexitätsgrad als Angebotsmodalitäten an Psychosysteme im Kommunikationsereignis betrachten, dann könnte unter dem Begriff Multimodalität eine Perspektive zweiter Ordnung oder so etwas wie eine Metaperspektive verstanden werden. Unter multimodaler Perspektive würde man dann

- die Varianz der Instrumente,
- den Grad der Komplexität ihrer Verbindung, sodann
- in Hinblick auf die Adressaten ihre mit der Komplexität zusammenhängende Widerständigkeit,
- aber auch ihre mögliche Beeinflussungs-Steigerungs-Kapazität untersuchen.

Was heißt das? Zunächst einmal muss ich den theoretischen Blick erweitern und in meine Überlegungen neben der Organonlehre ein weiteres Theoriesegment einbeziehen: ich meine die *Interaktions- und Akteurstheorie*. Damit nehmen wir ein zentrales Interface in den Blick, nämlich die Instrumenten-Adressaten-Schnittstelle. Anders gesagt: Wir betrachten den Einsatz der Kommunikationsinstrumente im Zusammenhang mit ihrer Operierung durch psychische Systeme. Dabei wird vorausgesetzt, dass Interaktion stattfindet und Texte (mit allen kodalen und medialen Implikaten) als Interface-Impulsatoren ihre zentrale Rolle in der Orator-Adressat-Interaktion spielen. Was sich da abspielt, können wir auch einfach als Textperformanz bezeichnen, also als jenen Vorgang, in dem notwendigerweise eine mediale Kopplung zwischen zwei Medien stattfindet, bei der dann die semiotischen Komplexe (die Texte) mit wahrnehmenden und wahrnehmungsverarbeitenden kognitiven Systemen in Verbindung kommen. Sind es doch die vom Orator eingesetzten Medien, die für den Zugang der semiotisch-textlichen Informationen zu den Sinnen des Adressaten sorgen müssen. Im Textangebot-Reaktions-Konnex könnte im positiven Fall Beeinflussung gelingen, muss aber nicht. Im schlimmsten Fall schalten die adressierten psychischen Systeme ab und verweigern eine Kopplung auf semiotischer Ebene. Das wäre als rhetorischer *worst case* das völlige Scheitern oder Misslingen einer rhetorischen Intervention. Das war den antiken Theoretikern schon klar. Cicero überliefert daher unter Bezug auf Demosthenes als Antwort auf die Frage, was das wichtigste in der Rhetorik sei: 1. Performanz, 2. Performanz und 3. Performanz (*actio, actio, actio*) (KNAPE 2008: 147). Auf den ersten Blick ist das vielleicht für manchen verblüffend, weil man etwa mit philologischem Blick erwarten würde, dass der Text das wichtigste sei. Schon allen antiken Rhetorikern ist aber klar, wenn die Performanz misslingt, also die mediale Kopplung zwischen Instrument und kognitivem Adressaten, kann der dabei angebotene Text noch so gut sein, die rhetorisch-persuasive Intervention hat keine Chance.

Vor dieser Problemkulisse hat sich die Rhetorik also zentral mit der Widerstandsfrage auseinanderzusetzen. Es gilt, *Widerstände* zu überwinden (KNAPE 2012: 46-63), Aufmerksamkeit für die Botschaft zu gewinnen und die kognitive Verarbeitung der Interface-Impulsatoren (also der Texte an der Schnittstelle, wie wir abstrahierend sagen können) irgendwie zu sichern. Und

natürlich sind der mediale und der kognitive bzw. emotionale Widerstand des Adressaten das größte Problem. Die Frage lautet daher: Überwindet oder erzeugt Multimodalität des Instrumenten-Sets Widerstände? Die Oratorikkompetenz sollte vor diesem Hintergrund darin bestehen, Widerstandsbewältigungsstrategien mit entsprechenden Handlungskalkülen auf allen Ebenen zu verbinden (also bei der Produktion der Instrumente und bei der Interaktion mit all ihren medialen Faktoren).

Hier nun, an der Organon-Akteur- oder genauer: an der Instrumenten-Adressaten-Schnittstelle scheint mir die Multimodalitäts-Kategorie vielleicht als ein sinnvoller Terminus technicus der Rhetorik fungieren zu können. Was benennt solch ein Terminus an dieser Stelle und welche Problemstellungen knüpfen sich daran?

Ziel der rhetorischen Intervention ist es, einen Botschaftstransfer in dem Sinn zu erreichen, dass der Adressat sich für das Angebot des Orators öffnet, nicht abschaltet, zur Informationsverarbeitung bereit ist, Textbotschaften teils oder ganz aufnimmt und im besten Fall sogar akzeptiert.

Was sich dabei am Impulsator-Adressat-Interface abspielt, möchte der Trierer Linguist und Medienforscher Hans-Jürgen Bucher in seinem aufschlussreichen Artikel *Multimodales Verstehen oder Rezeption als Interaktion* unter der Rubrik »Interaktion« führen (BUCHER 2011: 127). Wohlgemerkt: Bucher untersucht nur die Text-Adressat-Schnittstelle, nicht etwa die viel komplexere Kommunikator-Adressat-Interaktion, auf die sich der handlungstheoretisch modellierte Interaktionsterminus eigentlich bezieht. An dieser Schnittstelle haben wir es auf der einen Seite mit einer komplexen Kompositionalität auf den genannten Ebenen zu tun, die wir die Angebotsmultimodalität nennen können (vgl. BUCHER 2011: 136). Sie zielt darauf ab, »den Gesamtsinn eines multimodalen Kommunikates« beim Adressaten zu vermitteln (vgl. BUCHER 2011: 135). Dieser steht im Modell auf der anderen Seite, wenn er sich dem Angebot zuwendet und mit ihm umgeht. Medien und Texte aber handeln nicht, und einen metaphorischen Gebrauch der Begriffe Handeln oder Interaktion sollte man im wissenschaftlichen Kontext vermeiden, es sei denn es gibt dafür gute Gründe. Auch komplexe Reaktionsabläufe, von denen Bucher ausgeht, sind für sich genommen noch längst keine Handlungsabläufe zwischen Akteuren, die den Namen Interaktion verdienen. Es ist interessant, dass Bucher im selben Artikel die Jäger'sche Transkriptionstheorie mit genau diesem Argument (das Zeichen werde hier ja als Subjekt und Agens genommen) kritisiert (vgl. BUCHER 2011: 146).¹ Bei den Geschehnissen an der medienvermittelten Text-Adressat-Schnittstelle würde ich eher von Adressatenaktivität bei der Reaktion auf Impulsatoren – welcher Art auch immer – sprechen, die natürlich in ein komplexes Interaktionsgeschehen zwischen Akteuren integriert sind. Erst auf dieser Komplexitätsstufe lässt sich Buchers Forderung erfüllen, »die beiden Seiten der

¹ Bucher formuliert ebd. einschränkend: »Natürlich kann auch der Transkriptionsbegriff handlungstheoretisch verwendet werden, ohne dass das begriffliche Verwirrung stiften muss.«

medialen Aneignung« in ihrem Aspektreichtum theoretisch zu integrieren (vgl. BUCHER 2011: 145).

Zurück zum Begriff Multimodalität. Er legt rein logisch gesehen nahe, dass es auch Monomodalität gibt, sonst könnte man ja einfach nur Modalität sagen. Aber kommen solche monomodalen, komplexitätsreduzierten Phänomene überhaupt vor?

Mit den Multimodalitätsinspiratoren der ersten Stunde Kress/Van Leeuwen könnte man Zweifel anmelden. Sie sprechen als Semiotiker vom Bedeutungsaufbau in der Kommunikation und stellen fest: »meaning is made in many different ways, always, in the many different modes and media which are co-present in a communicational ensemble« (KRESS/VAN LEEUWEN 2001: 111). Diese Feststellung ist, meine ich, in ihrer Reichweite einzuschränken. Es stimmt zwar, dass alle Setting-Faktoren in irgendeiner Weise auf die Bedeutungskonstitution der an den Adressaten gerichteten Kommunikate einwirken. Davon geht auch die noch anzusprechende *Elaboration Likelihood Model*-Theorie aus, aber es ist ebenfalls eine Tatsache, dass wir Menschen früh lernen, unsere Aufmerksamkeit zu fokussieren. Wir lernen, aus Gründen der Wahrnehmungsökonomie aus dem allgemeinen Umweltrauschen das für die Kommunikation wirklich Relevante recht gut herauszufiltern.

Wenn ich Ihnen hier einen Handout-Text auf einem Blatt Papier aushändige, dann sind die meisten von Ihnen in der Lage, sich in einem bestimmten Moment meines Vortrags ganz auf das Papier und seinen Text zu konzentrieren. Sie nehmen eine Relevanzselektion in dem Sinne vor, dass Sie versuchen, das informationell Relevante im Gesamtgeschehen zu fokussieren. Eine andere Frage ist, wie lange und wie intensiv dies gelingt. Menschen lernen diese Kulturtechnik in unterschiedlichen Milieus unterschiedlich. Lehrer wissen davon ein Lied zu singen. Für die Multimodalitätsthematik ist das von Belang, weil es um die Frage geht, wie komplex die Modalitäten angesichts einer bestimmten Adressatengruppe sein dürfen, ohne dass der Widerstand zu groß wird.

Bei einem Papierhandout von nur einer Seite nähern wir uns vielleicht dem monomodalen Zustand im Sinne der genannten Fokus-Selektion auf den drei operativen rhetorischen Organonebenen an, die ich eingangs erwähnt habe: Das Handout ist monokodal, weil bei der Notation nur lateinische Schrift mit deutschsprachigem Informationscode-Hintergrund vorkommt. Es ist monotextuell, weil es nur einen Text enthält. Und es ist monomedial, weil die Kommunikation hier ausschließlich mit Schrift auf einem Blatt Papier als Medium, als Textträger, ausgeführt wird. Damit haben wir die eine Seite der Schnittstelle, nämlich das Handout als Kommunikationsinstrument, nach drei Kategorien einigermaßen charakterisiert.

Auf der anderen (Adressaten-)Seite der Schnittstelle, also dem text-stimulierten kognitiven System mit der Adressaten-Reaktion (Wahrnehmung und Informationsverarbeitung allgemein gesagt), geht es darum, wie Bucher sagt, in welcher Weise Adressaten »ein Verständnis eines multimodalen Clusters« aufbauen (BUCHER 2011: 127). Dabei stellen sich nun zwei Problemlagen:

(1) eine wahrnehmungstheoretische, denn multimodal heißt hier multisensorisch, und (2) eine informations- bzw. kognitionstheoretische, denn multimodal heißt hier mentale Komplexitätsverarbeitung.

Bei dem für den Moment in Betracht genommenen monomodalen Kommunikationsinstrument (also bloß einem Blatt Papier mit Schrift) kann die Adressatenwahrnehmung monosensorisch bzw. monokanalisiert über den optischen Kanal erfolgen. Das ist eine deutliche Komplexitätsreduktion. Diese kann man auch für die gegebenenfalls stimulierte Informationsverarbeitung annehmen, weil nur ein einziger Text auf Basis eines einzigen Informationscodes (nämlich deutsche Sprache) angeboten wird.

Diese Reduktion der Mittel wirft die Frage auf, ob weniger vielleicht doch mehr ist. Die Praxis hat diese Frage schon immer beantwortet: Nein, weniger ist nicht ohne weiteres mehr, denn wir können in der rhetorischen Intervention auf den Erfolg von Synästhesie setzen. Schon früh lernen Menschen, mit multikodalen Textensembles zu leben. Die antike Theorie hat daher bereits (auf Beobachtung basierend und sehr ausgetüfelt) über das Zusammenspiel diverser semiotischer Systeme nachgedacht; im Actio-Kapitel insbesondere über Multikodalität und Multitextualität bei der Aufführungskombination von lautsprachlichen Texten einerseits und Mimik, Stimme und Gestik (*vultus, vox, gestus*) andererseits. Heute beginnt auch die Linguistik, sich mit der Lautsprachtext-Gestext-Kombination unter ihren Prämissen zu beschäftigen (vgl. FRICKE 2012). Ob man hier mit Blick auf den simultanen Einsatz sogenannter Körpersprachlichkeit tatsächlich auch von Multitextualität sprechen kann oder nur von einem begleitenden Symbolsystem, kann ich hier nicht weiter diskutieren (vgl. KNAPE 2008: 147f.). Multikodal ist es auf jeden Fall. Auch die Frage der *multivocality* im Gespräch, die neuerdings das Interesse der Forschung findet, kann hier nicht weiter diskutiert werden, zumal im Gespräch nicht von vornherein immer der rhetorische Fall eintreten muss.

Quintilian spricht aber auch schon über den Einsatz von Bildern in der situativen Interaktion vor Gericht. In der Situativik haben wir es mit Face-to-Face-Szenen zu tun, im Unterschied zur Dimissivik (Distanzkommunikation bei Abwesenheit des Orators).² Da Bilder einzusetzen, gefällt Quintilian nicht. Gutenberggalaktisch freilich sind Schrift und Bild im Zeitungswesen als multimodale und multitextuelle Phänomene omnipräsent. Der bereits genannte Trierer Kollege Bucher wendet sich ihrer Kombination bei seinen mit Eye-Tracking-Analysen verbundenen Untersuchungen zu.

Demgegenüber ist die Konstellation im Fall von Powerpointpräsentationen noch komplexer (vgl. KNAPE 2007). Mit Bucher können wir hier als Hauptproblem die Tatsache erkennen, dass das multimodale Angebot den Adressaten schon bei der Wahrnehmung vor die Aufgabe stellt, eine sich im Performanz-Raum des Ereignisses entfaltende »diskontinuierliche Struktur non-linearer Kommunikationsformen« (im Unterschied etwa zur übersichtlichen Schriftlinearität auf einem Blatt Papier) zu erfassen und zu dekodieren (BUCHER

² Zu diesen beiden Basissettings der Rhetorik vgl. KNAPE 2005: 30-31.

2011: 138). Der Adressat muss diverse, im Raum angeordnete Geschehnisse auf allen oben genannten Ebenen zusammenbringen. Auf der Organonseite kommen unter anderem folgende Komponenten in Betracht:

1. Multikodal: Lautsprache phonetisch-oral (im Vortrag) oder optisch-schriftlich auf der Projektionsfläche notiert; grafische Codes, der Bildcode, weitere kulturelle Symbolcodes; akustische Codes wie Geräuschcodes oder Musik.
2. Multitextuell: Vortragstext, Schrifttexte, sodann auf der Leinwand: schriftliche Bildschirmtexte, grafische Symbolverbindungen, Bilder, Filme, Einzelsymbole; sowie Demonstrationsvorgänge anderer Art.
3. Multimedial: optisch/akustisch der Körper des Vortragenden, sodann optisch/akustisch der Rechner-Beamer-Komplex mit Projektionsfläche, andere Demonstrationseinrichtungen (laborartig).

Und vieles mehr.

Beruhet solche, bei unseren Präsentationen üblichen multikodalen, multitextuellen und multimedialen Instrumenteinsätze auf einem multimodalen Overkill? Keineswegs oder besser gesagt: nicht ohne weiteres, wie die Forschungen der Vertreter der *Dual Coding Theory* ergeben haben; die freilich nur wenige Multi-Ausschnitte untersuchen. In einem Beitrag von 2006 gibt der schon genannte Psychologe Paivio folgende Empfehlung für Lernszenarien auf multikodaler Basis: »(a) verwende eher Wörter und Bilder zusammen und nicht bloß Wörter, (b) präsentiere Bilder und korrespondierende Wörter oder Erzählungen gemeinsam und eng verbunden in Raum und Zeit, (c) minimiere unwesentliche (irrelevante) Details und (d) präsentiere Wörter eher in mündlicher Vortragsform und nicht als Bildschirmtext in einer Animation (um damit erwartbare modalitäts-spezifische Störungen zu minimieren)« (PAIVIO 2006: 11).

Meine Damen und Herren,

wie Sie bemerken, versuche ich das im praktischen Prozess Verbundene und im wissenschaftlichen Diskurs oft Vermengte analytisch und begrifflich so zu entzerren, dass es für die Theorie unseres Faches etwas durchsichtiger wird. Nicht ganz leicht bei dem, was Bucher ein »multimodales Cluster« nennt. Zumal ja nun auch noch die andere Seite der Multimodalitäts-Schnittstelle ins Blickfeld kommen muss: ich meine den Adressaten (1) als Wahrnehmenden und (2) Textangebots-Verarbeitenden.

Der kommunikative Instrumente produzierende, diese dann diskursivierende oder adpragmatisierende (also in die Interaktion einspeisende) und auf diese Weise sozial interagierende Orator investiert viel Energie in seine Multi-Instrumente, wie deutlich geworden ist. Manchmal holt er sich auch Hilfe bei deren Erstellung. Er hofft dabei, dass der Adressat bei Aktivierung der Schnittstelle nicht abschaltet. Wenn der Adressat kooperiert, dann haben wir es auf der Wahrnehmungsebene in der Situatik mit mindestens zwei Sinnes- oder Kanalisierungsebenen zu tun, auf denen Angebote eingehen:

- a) Akustisch etwa: Lautsprache, Geräusche, Musik;

b) Visuell etwa: alles im Raum Sichtbare; mindestens der Redner, die Projektionsfläche mit allen Texturen und sonstigen Symbolen sowie die anderen eventuell im Raum stattfindenden Demonstrationen.

Im günstigen Fall wird diese hochkomplexe Multi-Lage vom rezeptiven kognitiven System als synästhetisch befriedigend akzeptiert. Kognitiv-emotiv motivierte Selektionen und Neukombinationen sorgen für solch einen positiven Effekt (vgl. BUCHER 2011: 141f.). Im negativen Fall wird es als irrelevant oder multimodal-überfordernd zurückgewiesen. Nur erwähnen will ich bei all dem das Widerstandspotenzial des Umweltrauschens im Raum. Es wäre einer eigenen Untersuchung würdig. Doch wir wollen vom günstigen Fall ausgehen, bei dem das *attentum parare*, also das schon in der antiken Theorie so wichtige Aufmerksamkeit-Erregen geklappt hat (vgl. SEEBERT 2017).

Wir sind nun endgültig auf der zweiten Seite angekommen, also auf der Seite der Informationsverarbeitung im kognitiven System des Adressaten. Die rhetorischen Strategien und Kalküle auf der ersten Seite sowie die Ausarbeitung der Instrumente sollten ganz darauf geeicht sein. Dennoch aber ist der Adressat auf der anderen Seite des Interface allein ausschlaggebend. Allein seine Erfahrungen und Erwartungen steuern die Verarbeitung des Angebots. Das ist der Kern der Forschungsergebnisse der modernen psychologischen Persuasionsforschung.

Dabei können wir Rhetoriker aber insofern optimistisch sein, als die Ergebnisse der für uns maßgeblichen Zwei-Verfahrens-Forschungen die Chance erfolgreicher *Beeinflussung* – und allein darum geht es uns – als durchaus gegeben nachweisen. Drei Ansätze der vielfältigen *Dual-Process-Theories* sind für Rhetoriker besonders relevant:

1. Die schon genannte, lernpsychologische *Dual-Coding*-Theorie; sie sagt uns, wie hoch der Multi-Komplexitätsgrad auf semiotischer Angebotsseite sein darf, damit Verarbeitung für uns potenziell erfolgreich sein könnte.
2. Die Zwei-Systeme-Theorie kognitiver Verarbeitung wie sie von Kognitionspsychologen wie Daniel Kahneman entwickelt wurde (STANOVICH/WEST 2000; KAHNEMAN 2003; KAHNEMAN 2012; KAHNEMAN 2015). Diese Theorie legt dem Orator nahe, Produktionskalküle anzustellen, die einerseits Appelle an das unkontrolliert-schnelle System 1 richten, indem assoziationsauslösende Bilder, Vergleiche, Metaphern ins Spiel gebracht werden, etwa als Priming-Angebote. Zugleich muss das rhetorische Kalkül aber auch das langsam-reflektorische System 2 bedienen, dass etwa für die nachdenkliche Argumentverarbeitung da ist.
3. Die kognitionspsychologischen Persuasionsmodelle, die Strategien nahelegen, wie Datenverbünde modelliert und hierarchisiert sein müssen bzw. welche Arten von textlichen Informationen unter welchen Haltungen des Adressaten (z.B. Motivationen) auf welche Weise Beeinflussungserfolge als »cognitive response« zulassen (GREENWALD 1968; vgl. ERB/KRUGLANSKI 2005: 118). Am prominentesten ist hier das »Elaboration Likelihood Model« (ELM), bei dem es um die Verarbeitungswahrscheinlichkeit von rhetorischem Input geht; aber auch seiner theoretische Weiterentwicklung im »Heuristic-Systematic Model« sowie im neueren, überwölbenden »Unimodel« sind wichtig (vgl. PETTY/WEGENER 1999;

CHEN/CHAIKEN 1999; KRUGLANSKI/THOMPSON/SPIEGEL 1999; ERB/KRUGLANSKI 2005; METZ-GÖCKEL 2010; ZIEGLER 2015).

Die ELM-Forschung sieht einen zentralen Weg rationaler Argumentation und Verarbeitung vor, der von einem peripheren Weg flankierender Bedingungen gerahmt wird. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, wie man ein sensualistisch stimulierendes Environment in der Situativik schafft, das die zentrale Route der rhetorischen Argumentation positiv beeinflusst. Man hat in diesem Zusammenhang vom »argument by experience« gesprochen, bei dem so etwas wie ein »argument by smell« oder ein »dressing argument« auftreten könne (GROARKE 2105; vgl. auch KJELDEN 2015). Dabei wäre allerdings zu diskutieren, ob der Ausdruck ›Argument‹ hier sinnvoll ist.

Meine Damen und Herren,
ich muss zum Schluss kommen. Wie ist mein Resümee? Ich habe Ihnen erläutert, mit welchen komplexen Ebenen-Auffächerungen wir Rhetoriker aus unserer produktionstheoretischen Perspektive heraus arbeiten müssen, um die Strategie-Kalküle durchsichtig und operationabel halten zu können. Immer wieder muss aber auch der Blick auf den Zusammenhang der Ebenen geworfen werden, weil sie eben unlösbar zusammenhängen. Multimodalität könnte hier für uns mehr als nur ein Wort werden, dieses Wort könnte als Terminus eventuell interessant sein, weil wir hier die Schnittstelle von Instrument und Adressat unter Vielfalts-Aspekten ins Visier bekommen und damit eine entsprechende Metabetrachtung bei Strategien möglich wird. Multimodalität wäre damit in unserem Theoriezusammenhang ein Perspektivbegriff, der vor allem in der Performanz eine bestimmte Schnittstellen-Problem-Selektion herausstellt.

Literatur

- BUCHER, HANS-JÜRGEN: Multimodales Verstehen oder Rezeption als Interaktion. In: DIEKMANN-SHENKE, HAJO; MICHAEL KLEMM; HARTMUT STÖCKL (Hrsg.): *Bildlinguistik. Theorie-Methoden-Fallbeispiele*. Berlin [Erich Schmidt Verlag] 2011, S. 123-156
- CHEN, SERENA; SHELLY CHAIKEN: The Heuristic-Systematic Model in Its Broader Context. In: CHAIKEN, SHELLY; YAACOV TROPE (Hrsg.): *Dual-Process Theories in Social Psychology*. New York [Guilford Press] 1999, S. 73-96
- COPE, BILL; MARY KALANTZIS (Hrsg.): *Multiliteracies. Literacy Learning and the Design of Social Futures*. London [Routledge] 2000
- COPE, BILL; MARY KALANTZIS (Hrsg.): *A Pedagogy of Multiliteracies. Learning by Design*. London [Palgrave Macmillan] 2015

- DILLARD, JAMES PRICE; LORI B. MIRALDI: Persuasion: Research Areas and Approaches / Persuasion: Forschungsfelder und -ansätze. In: FIX, ULLA; ANDREAS GARDT; JOACHIM KNAPE (Hrsg.): *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung / An International Handbook of Historical and Systematic Research. 1. Halbbd. / Vol. 1. Berlin [De Gruyter] 2008, S. 689-702
- DILLARD, JAMES PRICE; LIJIANG SHENI: *The Sage Handbook of Persuasion*. Los Angeles [SAGE] 2013
- ERB, HANS-PETER; ARIE W. KRUGLANSKI: Persuasion: Ein oder zwei Prozesse? In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 36(3), 2005, S. 117-131
- FRICKE, ELLEN: *Grammatik multimodal. Wie Wörter und Gesten zusammenwirken*. Berlin [De Gruyter] 2012
- GENETTE, GERARD: La rhétorique restreinte. In: *Communications*, 16, 1970, S. 158-171
- GREENWALD, ANTHONY G.: Cognitive Learning, Cognitive Response to Persuasion, and Attitude Change. In: GREENWALD, ANTHONY G.; TIMOTHY C. BROCK; THOMAS M. OSTROM (Hrsg.): *Psychological Foundations of Attitudes*. New York [Academic Press] 1968, S. 147-170
- GROARKE, LEO: Going Multimodal: What is a Mode of Arguing and Why Does it Matter? In: *Argumentation*, 29, 2015, S. 133-155
- JEWITT, CAREY: An Introduction to Multimodalilty. In: JEWITT, CAREY (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Multimodal Analysis*. Second Edition. London [Routledge] New York 2014
- KAHNEMAN, DANIEL: A Perspective on Judgement and Choice: Mapping Bounded Rationality. In: *American Psychologist*, 58(9), 2003, S. 697-720
- KAHNEMAN, DANIEL: *Thinking Fast and Slow*. New York [Farrar, Straus and Giroux] 2012
- KAHNEMAN, DANIEL: *Schnelles Denken, langsames Denken*. München [Siedler] 2015
- KELLERMANN, KATHY; TIM COLE: Classifying Compliance Gaining Messages. In: *Communication Theory*, 4(1), 1994, S. 3-60
- KJELDSEN, JENS E.: The Study of Visual and Multimodal Argumentation. In: *Argumentation*, 29, 2015, S. 115-132
- KNAPE, JOACHIM: Persuasion. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, 6, 2003, Sp. 874-907
- KNAPE, JOACHIM: The Medium is the Massage? Medientheoretische Anfragen und Antworten der Rhetorik. In: KNAPE, JOACHIM (Hrsg.): *Medienrhetorik*. Tübingen [Attempo] 2005, S.17-39
- KNAPE, JOACHIM: Powerpoint in rhetoriktheoretischer Sicht. In: SCHNETTLER, BERNT; HUBERT KNOBLAUCH (Hrsg.): *Powerpoint-Präsentationen. Neue Formen der gesellschaftlichen Kommunikation von Wissen*. Konstanz [UVK] 2007, S. 53-66

- KNAPE, JOACHIM: Performanz in rhetoriktheoretischer Sicht. In: KÄMPER, HEIDRUN; LUDWIG M. EICHINGER (Hrsg.): *Sprache, Kognition, Kultur*. Berlin [De Gruyter] 2008, S. 135-150
- KNAPE, JOACHIM: Rhetorik des Gesprächs. In: KNAPE, JOACHIM (Hrsg.): *Rhetorik im Gespräch*. Ergänzt um Beiträge zum Tübinger Courtshiprhetorik-Projekt. Berlin [Weidler] 2009, S. 13-52
- KNAPE, JOACHIM: *Was ist Rhetorik?* Stuttgart [Reclam] 2012
- KNAPE, JOACHIM: Media Rhetoric. In: KNAPE, JOACHIM: *Modern Rhetoric in Culture, Arts and Media*. Berlin [De Gruyter] 2013, S. 249-269
- KRESS, GUNTHER; THEO VAN LEEUWEN: *Multimodal Discourse. The Modes and Media of Contemporary Communication*. London [Bloomsbury] 2001
- KRESS, GUNTHER: *Multimodality. A Social Semiotic Approach to Contemporary Communication*. London [Taylor & Francis] 2010
- KRUGLANSKI, ARIE W.; ERIK P. THOMPSON; SCOTT SPIEGEL: Separate or Equal? Bimodal Notions of Persuasion and a Single-Process »Unimodel«. In: CHAIKEN, SHELLY; YAACOV TROPE (Hrsg.): *Dual-Process Theories in Social Psychology*. New York [Guilford Press] 1999, S. 293-313
- KRYGER AGGERHOLM, HELLE; CHRISTA THOMSEN: Strategic Communication. The Role of Polyphony in Management Team Meetings. In: HOLTZHAUSEN, DERINA; ANSGAR ZERFASS (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Strategic Communication*. New York [Routledge] 2015, S. 172-189
- METZ-GÖCKEL, HELLMUTH: Dual-Process-Theorien. In: *Gestalt Theory*, 32(4), 2010, S. 323-342
- O'KEEFE, DANIEL J.: *Persuasion. Theory and Research*. Los Angeles [SAGE] 2016
- PAIVIO, ALLAN: Dual Coding Theory and Education. In: *Pathways to Literature Achievement for High Poverty Children*. Draft chapter for the Conference. The University of Michigan School of Education, September 29-October 1, 2006
- PETTY, RICHARD E.; DUANE T. WEGENER: The Elaboration Likelihood Model: Current Status and Controversies. In: CHAIKEN, SHELLY; YAACOV TROPE (Hrsg.): *Dual-Process Theories in Social Psychology*. New York [Guilford Press] 1999, S. 41-72
- SEEBERT, DANIEL: *Rhetorik und Aufmerksamkeit - der unsichtbare Orator*. Berlin [Weidler] 2017
- SEITER, JOHN S.; ROBERT H. GRASS: Compliance-Gaining Research: A Canonical Review / Streben nach Zustimmung: Forschungsfelder und -ansätze. In: FIX, ULLA; ANDREAS GARDT; JOACHIM KNAPE (Hrsg.): *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung / An International Handbook of Historical and Systematic Research. 1. Halbbd. / Vol. 1. Berlin [De Gruyter] 2008, S. 812-825
- SPITZMÜLLER; JÜRGEN; INGO H. WARNKE: *Diskurslinguistik: eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin [De Gruyter] 2011

Joachim Knappe: Multimodalität aus rhetoriktheoretischer Sicht

ZIEGLER, RENE: Persuasions- und soziale Einflussprozesse. In: DUERR, FRANK;
FLORIAN LANDKAMMER; JULIA BAHNMÜLLER (Hrsg.): Kognition, Kooperation,
Persuasion. Berlin [Weidler] 2015, S. 129-150